

Aus Kindertagen [Fortsetzung]

Autor(en): **Kaegi, Hans Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Kindertagen.

Nachdruck verboten.

Simplicitäten von Hans Paul Raegi, Ammerswil.

IV.



Im Frühling darauf wird's gewesen sein, daß sie meiner Freiheit die Fäden stuzten und mich in die Schule schickten. Sie hat mir freilich keinen großen Eindruck gemacht. Denn von dem ganzen Schulleben der ersten Jahre weiß ich nur noch, daß uns der Herr Tinkel einmal an der Tafel gezeigt hat, wie man einen Storch zeichnet: aus einem gewundenen Bachlauf und einem ovalen Fischleib und zwei schnurgeraden Weglein, die an den Teich führen. Das hab' ich dann daheim auf dem großen Schiefertisch meine Mutter wieder gelehrt.

Sonst reicht nur noch ein Geschehnis der Erinnerung die Hand und führt sie durch den Schulhof hindurch bis ins Klassenzimmer hinein.

Wir hatten einen Spaziergang gemacht in den Wald. Der Lehrer lag im hohen Gras unter den Bäumen und blinzelte ins Grüne hinauf. Und wir suchten schöne schwarze Brombeeren und spielten Räuberlied. Und auf einmal hat ganz nah in unser Spiel hinein der Kuckuck gerufen. Da kam uns ein Gelüsten, den seltsamen Vogel zu fangen. Von Baum zu Baum haben wir ihn gesucht und gesagt mit heißen Köpfen und glänzenden Augen, unser Sieben, bis wir eine gute Strecke weiter oben aus dem Wald heraustraten. Zu Füßen der Wenkenhof mit den steilen Giebeln und dunkeln Baumkuppen. In der Ebene drunten die Stadt Basel mit Türmen und Schloten und Rauch. Und drüber hinaus wälzt sich groß und mächtig der Rhein, und an seinen Ufern hin ziehen sich lange Pappelreihen. Ganz weit, weit drunten im Land blinkt er noch einmal auf, und dann fließt er träg in einen blauen Dunst hinein. „Dort ist das Meer!“ meint einer. „Mein Vater hat gesagt: der Rhein läuft ins Meer.“

Da haben wir lang den Herrn Tinkel vergessen und haben vergessen, daß er uns dann pfeifen will mit seinem hohlen Schlüssel, und rennen die hügeligen Matten hinab zum Wenkenhof. Da hab's Hirsche und Rehe. Drum läßt es uns keine Ruh, bis wir einander auf die Mauer gelupft und geschupft und gezerrt und wir wundernd hineinschauen können. Von Rehen und Hirschen sahen wir nicht die Spur; aber schon allein der Garten erschien mir so fremd und voll Schönheit wie das Paradies in meinem verlorenen Osterei. Und nicht müde wären wir geworden, an seinen Verborgenheiten herumzuraten; aber des Pächters tobender Hund hat gemacht, daß wir auseinanderstoben. Erst beim Bahnhof drunten hielten wir keuchend an und sahen nun auf einmal auch die übrige Klasse eine steile Halbe herab sich auf das Dorf zuschlängeln.

Und als die Jugendböblein des Weges kamen, stand ich höhrend am Hofstor und hatte mich schon tief in eine Butterknete hineingebissen. Aber dermaßen wiesen sie mit Fingern auf mich: „So, so! Wart numme bis morn!“ daß ich doch lieber um die Ecke herum verschwand, als auch noch der Lehrer herannahte und wie ein Trutzurm das unruhige Gewoge überragte. Und am folgenden Morgen saß ich bedrückt in meinem Schulbänkchen und konnte mich auch am Anblick der übrigen sechs Sünder-

lein nicht aufrichten. Die Menge der Gerechten aber rebete hochher von den Schrecken des Gerichts.

Gottlob kam er bald, der Herr Tinkel, und spannte dem Fritz Hofer und dem Emil Wenk und mir und den andern die Hosen. Und wenn er einen übers Knie nahm, rief er mit lauter Stimme den nächsten auf, und dann mußte der sich schnell parat stellen am Pult. So ging das ganz schnell, und war auf einmal ein Mordsgelächter in der Stube! Nur der Ernst Grether und ich heulten nicht mit. Der Ernst hatte schon soviel bekommen, daß es ihm nichts mehr ausmachte, nicht einmal mehr mit dem Schläuchlein. Und ich wegen dem Leni Wydler. Denn das Leni Wydler war mein Schatz. Es wußte es aber noch niemand, sondern nur in meinem Herzen. Und erst nachher ist's gewesen, daß ich mich einmal in der Pause an das Leni herangemacht.

Die Grenzlinie zwischen Buben- und Mädchenplatz lief über den Brunnen weg in der Mitte des Hofes und über die vier Kastanien. Aber wenn die Mädchen auf der Mauer standen und die Arme verschränkt über das Gitter hinausgingen und ihre Neuglein herumgehen ließen, ob nirgends was passiere, dann hatten sie nicht



Schweiz. Sejeffion. Ernst Hobel (Zugern). Die Base, Blebermeterblöckli.

alle Platz auf der Mädchenseite und kamen beim Gitter über die Grenze. Und konnten das wohl; denn die Buben kümmerten sich nicht um die Gasse und was darauf lief, sondern tollten herum.

Da saß auch einmal das Leni Wydler diesseits der Grenze und aß sein Brot. Und als ich es sah, machte ich mich näher und fragte es, ob sein Bruder, der Julius, frei habe, daß er nicht da sei. Er solle doch heut abend zu mir kommen, ich wolle ihm meine Spielsachen zeigen. Und es, das Leni, könne ja auch mitkommen zu meinem Schwesterlein. Aber der Julius war in einer höhern Klasse und wollte gar nichts mit mir, und was hätte das Leni mit dem Wigg anfangen sollen, wo das doch erst drei Jahre alt war!

Aber am Abend, als ich nach dem Kaffee hinunterlief, stand das Leni mitten auf der Gasse und kam gleich an die Tür: der Julius habe nicht wollen, aber es sei da. Da nahm ich das feine Kind bei der Hand und führte es durchs Haus und den Hof in den Garten. Und spazierte lange Zeit miteinander auf den altmodigen geraden Buchswegen herum. Und dann zeigte ich noch dem Leni mein Lieblingsplätzchen im dichten Himbeergebüsch. Und als wir beisamensäßen, fragte ich's, wen es am liebsten habe in der Klasse. Da besann sich das Leni ein Weilchen und sagte dann: „Von den Buben dich und von den Mädchen das Emma Bertschmann.“ Da wollte ich wissen: Ja, und von allen zusammen?“ „'s Emma Bertschmann!“ „Und ich habe dich am liebsten,“ erklärte ich fest.

Da riefen sie von weitem nach dem Leni, es müsse heim. Aber wir schmiegt uns eng aneinander und hielten ganz still. Bis auf einmal über unsern Köpfen Mamas Gesicht sich zwischen den Himbeerranken hereinschob und sie uns lächelnd einen Finger machte. Da mußte ich das Leni ziehen lassen. Aber zuvor versprach es mir noch in die Hand, mich wieder zu besuchen. Und hat auch Wort gehalten und ist jeden schönen Abend vor's Haus gekommen. Und jedesmal sind wir auf den Buchswegen herumgelaufen und haben im Himbeergebüsch gefessen. Und jedesmal hab' ich wieder gefragt: „Wen hast du am liebsten von allen?“ Aber jedesmal hat's geheißen: „Das Emma Bertschmann!“ Das hat mir schließlich die Liebe und das Leni verleidet. Und besonders, als einmal ein paar Mädchen hinter einem Gartenpfosten hervor uns hämisch nachschielten: „Bueberolli! Meitlichmecker!“ und's am andern Morgen gleich im ganzen Schulhof herumkam und 's von allen Seiten auf mich hereinprägelte: „Meitlichmecker! Meitlichmecker!“ — da hatte ich von der ganzen dummen Liebe genug und wollte nichts mehr damit zu tun haben, sondern wollte nun ein richtiger Bub werden.

Und weil grad damals das Indianerlen an der Tagesordnung war, schaffte mir der Helmi Gutzjahr auf des Vaters Hobelbank einen währschafsten Schild zusammen. Hinten hatte er zwei Lederriemen zum Den-Arm-Durchstecken, und vorn war ein Baselfstab schön mit Tinte darauf gemalt. Jetzt mußte ich nur noch ein Schwert haben. Und ich wußte eins.

Denn als es so Mitte Oktober war, fuhr man die Runkelrüben ein und vermahlte täglich davon fürs Vieh. Aber ehe man sie mahlen konnte, mußte man sie zerschlagen. Drum hing an einem Pfosten in Schweizers Schopf

ein altes Soldatenschwert. Die Klinge war ganz verrostet; aber der Messinggriff glänzte wie eitel Gold. Und als ich in jenen Tagen verächtlich die Liebe verwarf, langte ich grimmig nach diesem Schwert und hieb in die Runkelrüben, daß die Stücke flogen und der Saft spritzte.

Damit wollte ich nun auch indianerlen. Aber sie gaben mir's nicht. Da schlich ich an einem dunkeln Abend in den Schopf und tastete mich zwischen den Wagenrädern durch an den Pfosten und lief mit dem Schwert zum Helmi und polterte ihn heraus: so eins müßte er mir machen! Da hat er mir ein gleiches von Holz gemacht. Und die andern haben alle auch so etwas mitgebracht.

Herrschaft, was hat da für ein Lärmen angehoben auf der Gänshalde droben über dem Oberdorf! Es ist aber auch noch fein gewesen damals auf der Gänshalde: hat noch ein ganzes Gehölz gehabt droben und eine Schlucht und über der Schlucht ein uraltes Lusthäuschen mit einer steinernen Bank. An dem Häuschen rissen wir einen Laden auf und sprengten von innen die Tür. Denn wir brauchten es halt für die Gefangenen. Und einmal hatten wir drei Gefangene drin; aber die Indianerjacht tobte noch hin und her. Da liefen die meisten Wächter wieder in den Kampf, und wir waren auf einmal nur noch zu zweit vor der Tür. Da merkten sie's drin und fingen an, gegen die Türe zu rennen. Und als wir sahen, daß wir nicht standhalten konnten und doch niemand auf unser Schreien hörte, da gaben wir plötzlich nach, daß zwei von den drei Gefangenen langhin flogen. Und wir gaben ihnen geschwind noch den Schuh in das Füßli, daß sie in die Schlucht hinunterkollerten zu den verbeulten Kesseln und zerbrochenen Häfen und all dem Gerümpel. Und nur einer entließ uns ungeschoren.

Aber zuletzt hat es noch ein böses Ende gegeben mit dem Spiel, als es schon fast von selber am Ausplampen war. Weil der Spitalarzt sich beim Gemeindrat beklagte und weil wir den Polizeier verhöhnten und weil das Häuschen kaput war.

Darnach irrte der ganze Schwarm eine Zeit lang durchs Dorf und suchte nach neuen Plätzen und neuem Spiel. Dabei liefen uns einsmals der Pippihänsi und der Pappelenbaum in den Weg. Das waren zwei arme verkommene Gesellen, die man allfort beisammen sah. Sie wohnten im Armenhaus, und kein Mensch wußte, wie sie eigentlich hießen. Und für einen weggeworfenen Zigarrenstumpfen machte der Pippihänsi Musik und tanzte der Pappelenbaum. Der Pippihänsi schleppte sich an einem großen Stecken einher, der in eine Kugel endete und verchnürt war wie der Stock eines Tambourmajors. Weiß der Himmel, wo er den herhatte! Vielleicht war er aber einmal in fremden Diensten gewesen und der Pappelenbaum mit, und daher rührte dann auch ihre Freundschaft. Das sind aber nur so Gedanken, die ich mir manchmal gemacht hab'; ich kann es nicht sicher sagen.

Und wie die uns nun so schön in die Arme liefen, tönte es alljogleich: „Pappelebaum, tanz! Wer hei Stümpe!“ Da nahm der Pippihänsi die Kugel an seinen graufigen Schnurrbart und trompetelte zwischen den schwulstigen Lippen hervor die verrücktesten Tänze. Und der Pap-

pelenaubum faßte seine Hoson, so zierlich, als müßt' er einen Weiberrock heben, und die ganze groteske Gestalt tanzte einen wilden Tanz. Und wir heulten Beifall, daß es einem in den Ohren weh tat, und stichelten den Pappelenbaum immer wieder auf, bis es dem alten Schnapsbruder vor den Augen schwamm und er zu Boden zwirbelte. Und als der Pippihänsi seine Stümpfen wollte, hatte natürlich keiner. Der Pappelenbaum aber, als er sich aufgerichtet, argwöhnte, der Pippihänsi wolle sich nur ausreden und wolle ihm sein Teil vorenthalten, und da rückte er ihm auf den Leib und zauste ihm grob den Bart. Und der Pippihänsi wehrte sich mit dem Flötenstock dagegen, daß es ein wüftes Kaufen gab zwischen den alten Kumpanen.

Wir Buben aber hatten eine höllische Freude und lachten uns krumm, als einer dem andern so alles Böse hervorkramte und hinstrackte und es handkehrum mit einer klatschenden Ohrfeige abgestempelt bekam. Als stünde jeder vor dem andern an Stelle einer höhern Gerechtigkeit und als heimste diese höhere Gerechtigkeit nachträglich noch unerbittlich alle liegende bliebenen und unterwegs gefallenen Garben in ihre hohen Scheunen ein. Blutend und zerföhelt wurden sie endlich auseinandergerissen und abgeführt. Und von da an mied einer den andern wie sein böses Gewissen. Ich aber muß leider bekennen, daß ich auch meine Freude gehabt an dem schändlichen Spiel und an dem Elend der beiden Verkommenen.

Und doch lag gerade in jener Zeit meine Mutter schwer krank an einem Fieber. Und als ich mit einigen Freunden das Dorf heraufkam, noch ganz voll von dem eben Erlebten, und wir noch vor unsern Fenstern laut lachen über den Pippihänsi und Pappelenbaum und gleich eine lärmende Aufführung davon machen, da fährt auf einmal eine Schwesternhaube heraus, und jemand winkt uns: „Pst, seid doch ruhig!“ Schamrot schleich' ich ins Haus und höre da schon im Gang die schwache Stimme meiner Mutter durch die halboffene Tür: „Ist es der Paul? Er soll doch wieder einmal zu mir kommen!“ Da geh ich hinein und ans Bett; Mutter streckt schon die Hand nach mir aus, eine heiße und feuchte Hand. Und wie ich so am Bett steh' und meine Mutter liegt da so weiß und verfallen, da schießen mir auf einmal die hellen Tränen hervor, und die Schwester führt mich gleich hinaus: ich solle jetzt nur zu den andern ins Wohnzimmer gehen. Ich bin aber nicht ge-

gangen, sondern zum ersten Mal wieder seit langer langer Zeit — seit dem Leni zum ersten Mal wieder — an mein Himbeerplätzlein. Und als ich dann beim Znacht ins Haus ging, war mir wieder leichter geworden, und ich wollte nun wieder oft in die Himbeeren sitzen, dann würde sicher meine Mama auch wieder mehr Freund an mir haben.

Ach ja, ein wenig geholfen haben ja dann die Himbeeren schon, daß es besser ward; aber meine gute Mutter hat doch noch ungezählte Male, bald laut, bald leise, rufen müssen: „Ist es der Paul? Er soll doch wieder einmal zu mir kommen!“

V.

Aber einstweilen blieb

ich doch wieder mehr daheim. Und habe auch von da an ganze, große Stücke Erinnerung an das Elternhaus und kann eins um das andere hervorziehen und auseinanderwickeln, wie ein hurtiges Schneiderlein seine Tuchrollen auf dem Ladentisch.

Auch die ersten paar Stücke Erinnerung an meinen Vater. Von ihm habe ich ja noch gar nicht gesagt. Aber fast immer ist er halt fortgewesen in der Anstalt bei den Schwestern. Und nur am Sonntagabend haben wir manchmal alle miteinander um den Tisch gesessen und „Esel, Katz und Maus“ gespielt oder sonst etwas. Und einmal weiß ich auch noch, daß Vater uns vorgelesen: „Jung Siegfried war ein stolzer Knab, ging von des Vaters Burg herab...“ Da habe ich gleich an das Rübenschwert denken müssen und wie ich das geschwungen. Und wollte mir fast vorkommen, als sei ich jetzt

doch wieder kein rechter Bub wie Jung-Siegfried gewesen. Und bin jenen Abend nachdenklich zu Bette gegangen.

Auch gesungen hat Vater manchmal mit uns. Aus einem kleinen Buche, das einen blauen Deckel gehabt wie von Zuckerstockpapier. Und ist ganz auseinander gewesen und die Blätter voll rostiger Flecken. Aber seine Lieder hat's drin gehabt! Zum Beispiel Urians Reise. Da hat der Vater den Urian gesungen und wir: „Verzähl' er nur weiter, Herr Urian!“ und haben uns schon das ganze Lied durch gefreut auf den Schluß, wo es hieß: „Verzähl' er nicht weiter, Herr Urian!“ Oder von David und Goliath. Da hat's einen ganzen Haufen so prachtvolle Wörter darin gehabt: Sarvas und so. Und die dritte Strophe hat so gar geheißt:



Schweiz. Sezession. Johannes Weber (Zürich). Knabenbildnis.

Er hatte Knochen wie ein Gaul
und eine freche Stirn
und ein entsetzlich großes Maul
und nur ein kleines Hirn.
Gab jedem einen Rippenstoß
und stunkerte und prahlte groß.

Und wie haben wir selber als kleine Goliathe ge-
sprahlt:

Er komme her, der Lumpenhund,
ich bog ihn nieder auf den Grund.

Und nachher mit einem Maul voll Hohn gesungen:
Da fiel der große Esel hin,
so lang und dick er war.

Ja, das war doch das schönste Lied auf der ganzen
Welt! Und das waren die schönsten Abende, wo Vater
uns vorgelesen und mit uns gesungen hat. Und wenn
nicht die dumme Anstalt gewesen wär', dann hätten wir
viele solche gehabt.

Aber jetzt kommt mir erst ein Lied in den Sinn,
von dem muß ich auch noch sagen: das Amerikalied.
Nämlich, schon lang hätten wir alle gern eine Zauber-
laterne gehabt und wußten nur immer nicht, wie wir
zu einer kommen sollten. Denn jedesmal sagte das Meta
zuletzt ganz hoffnungslos: „So, so eini ich halt grüßlig
tüür!“ Da ist aber das Eis einmal aufgefahren: „Ich
weiß, ich weiß: wir geben einfach dem Papa eine zum Ge-
burtstag!“ Ganz starr sind wir dagestanden. Aber dann
haben wir's schleunig hinter die Mutter gesteckt, und sie
hat uns auch richtig vom Vater das Geld verschafft. Und
war allen geholfen. Ganz dicht haben wir uns um den
Vater herumgedrängt, als er die Kiste aufmachte, und
haben kaum warten können. Aber als der Deckel auf-
ging, ist Vater verwundert gewesen. Nur gut, daß er
dann doch noch zuletzt auf den Stockzähnen gelacht und

jedem von uns einen Kuß gegeben hat. Denn es wäre
doch gar nicht recht gewesen, wenn er sich nicht einmal
gefremt hätt' über so ein prächtiges Geburtstagsgeschenk,
über eine Zauberlaterne!

Von diesem Geburtstag an haben wir dann oftmals
an einem Sonntagabend im oberen Hausgang gefessen,
so andächtig als in einer Kirche. Und eins hat an die
geweißelte Wand hin die Bilder gezaubert. Es ist auch
ein Meerschiff darunter gewesen, und wenn das an die
Reihe kam, hoben wir jedesmal das Amerikalied zu
singen an: „Fahr hin, fahr nach Amerika; ich bleib im
Land der Alpen da!“ Und winkten dazu mit Tüchern
gegen das Schiff. Und wo es hieß: „So wühl ein Grab
im goldnen Sande, verschmacht am Sacramento nun!“
da mußte das Schiff gefährlich schaukeln, das gehörte
dazu. Und das Sacramento war auch so eins von den
feinen Wörtern, wir haben es immer mit der hellsten
Begeisterung gesungen.

An einem frühern Geburtstag hab' ich auch einmal
dem Papa mein Kuß geschenkt. Das ragte auf dem Tisch
großmächtig über die andern Sachen heraus. Aber ein
paar von den Diakonissinnen, die schon früh kamen und
dem Papa ein Lied sangen und eine ganze Zeine voll
Geschenke mitbrachten, haben drüber gelacht. Was gab
es denn da zu lachen? Das Kuß aber schielte zu mir
herab, wie wenn ihm auf dem Tisch droben gar nicht
recht wohl wär. Und es ist uns darum beiden ein Stein
ab dem Herzen gefallen, als mir's der Papa wieder in
die Arme legte: es sei ja jetzt wohl sein und er danke
mir viel-, vielmal dafür; aber er müsse doch grad wieder
in die Anstalt, also solle ich unterdessen nur spielen mit
dem Schimmel wie bisher. (Fortsetzung folgt).

Gespräche des Erasmus.

Es sollte nicht mehr gesagt werden müssen, aber es steht noch
durchaus nicht allen fest, daß der Begriff „deutsche, eng-
lische“ u. s. w. Literatur oder Literaturgeschichte national und
nicht bloß sprachlich zu nehmen ist. Die meisten maßgebenden
Literaturhistoriker handeln danach. Wie vielen Lateinern be-
gegnet wir in dem prächtigen Torso von Ten Brincks engli-
scher Literaturgeschichte! Man denke nur an den einen Thomas
Morus und seine Utopia! Man stellt sich eine italienische Li-
teraturgeschichte, meinerwegen ohne Petrarca's „Africa“, unmög-
lich aber ohne Boccaccio's „Facetien“ vor. Man würde sich immer-
hin vom geistigen Umfang, von der Mannigfaltigkeit, von der
ganzen literarischen Masse beider eher eine Idee machen können
als von den Deutschen, selbst den witzigen und feinen Wieland
eingeschlossen — ohne Erasmus von Rotterdam. In seinem
Geist begegnet sich der Deutsche mit dem Franzosen. Er hat
mit diesem viel mehr gemein als mit deutschem Wesen, und er
erinnert bis in die Physiognomie an Voltaire. Und so weiter...

So etwa möchte man anfangen, könnte man, wenn den
kleinen Holländer nicht gleich die ersten Lebensschritte in die
Kirche, ins Latein und dann nach Paris, kurz in die Welt
hinausgeführt und zu einem internationalen Wanderer gemacht
hätten. Wie er gesehlich keiner Familie angehört hat, so gehört
er in keiner Weise einem Volk insbesondere an. Er habe un-
gern anders als Latein gesprochen, sogar mit seinem Stall-
knecht, sagen sie. Er läßt sich nirgends heimweisen. So hat sich
seine Persönlichkeit, durch keinerlei Einwürzeln gehemmt, ab-
solut, oder doch wohl mehr als irgend ein Mensch, ein Großer,
auswachsen können, und er ist das geworden, was das Motto
sagt, das unser Herausgeber den süßenlateinischen Epistolæ viro-
rum obscurorum so glücklich entlehnt: homo pro se, ein Mensch
für sich. Sein Freund und großer Zeitgenosse, der geschickte

Thomas Morus, Kanzler von England und Verfasser der Utopia,
hat es anders ausgedrückt. Als sie sich zum ersten Mal trafen,
kamen sie in eine so herrliche Unterhaltung, daß Erasmus schließ-
lich herausfuhr: „Entweder bist du Morus oder keiner!“ Der
Engländer aber antwortete: „Und du entweder der Erasmus
oder der Teufel.“

Wer kennt den Namen des Erasmus von Rotterdam nicht?
Wer kennt von ihm mehr als sein Porträt von Holbein? Wer
weiß etwas von ihm, nämlich mehr als die vage Weisheit, daß
er einer der größten Humanisten und einer der Vor- und Mit-
bereiter der religiösen Umwälzung, der Reformation ist. Wie
wenige haben etwas von ihm gelesen!

Nun tritt er heute deutsch vor uns in der vornehmen
Ausstattung, in der eben ein Klassiker aus dem Verlag von
Eugen Diederichs in Jena in die Welt tritt. Es war ein
illustrierter Gedanke, uns diesen Weisen wieder näherzubringen,
und der Herausgeber, Hans Trog, hat es sehr geschickt an-
gefangen, sowohl was die Auswahl betrifft als in dem Zwang,
den er sich angetan hat, ja das Volumen der diskretesten An-
fangsdosis nicht zu überschreiten. Sehr zutreffend heißt es im
Nachwort: „Den Kenner der Kolloquien wird es etwa befrem-
den, daß das Convivium religiosum und der Epicureus keine
Aufnahme gefunden haben. Es ist dies absichtlich nicht geschehen.
Mir schien in erster Linie wichtig, daß an sich wieder das In-
teresse auf diese Dialoge gelenkt würde, und um dies zu er-
reichen, war es doch wohl das Klügste, solche Stücke auszu-
wählen, die von vornherein durch ihren Inhalt und Ton auch
von nicht gelehrten Lesern ohne viele Anstrengung genossen
werden können. Die beiden obengenannten Gespräche aber sind
weniger in ihrer Gesamtheit als in einzelnen Partien der Be-
achtung und Aufmerksamkeit eines größern Leserkreises sicher.